

KAPITEL 3

Mensch, bist du dick geworden

Sie wollen die Wahrheit wissen, warum ich diesen Artikel schreibe? Nun denn:

Ich habe einen Vertrag mit meinem Verleger zu erfüllen. Ich will nicht gefeuert werden. Ich will, dass all die attraktiven Frauen aus meiner Schüler- und Studentenzeit ihn lesen. Ich will, dass sie davon schwer begeistert sind und angesichts ihrer damaligen Entscheidung, nicht mit mir ins Bett zu steigen, ein gewisses Bedauern empfinden, damit ich, falls ich mich scheiden lasse oder Witwer werde, eines Tages bei einem Klassentreffen doch noch zum Zuge komme. Ich will, dass Hollywood die Rechte an dem Artikel kauft und einen Film daraus macht, auch wenn sie so was Ähnliches schon vor zehn Jahren mit Jim Carrey in der Hauptrolle gemacht haben. Ich giere nach begeisterten E-Mails und Jobangeboten, die ich dann höflich ablehnen kann. Oder annehmen, wenn sie wirklich gut sind. Woraufhin mir dann mein gegenwärtiger Boss bitte ein noch großzügigeres Gegenangebot unterbreitet.

Um vollkommen ehrlich zu sein, bereute ich schon drei Sekunden nachdem ich diese Idee meinem Boss gegenüber erwähnt hatte, nicht die Klappe gehalten zu haben. Denn mir war klar, dass dies ein scheiß anstrengendes Experiment werden würde. Verdammst! Aber ich wollte auch nicht als Drückeberger dastehen.

Was ich meinem Chefredakteur gegenüber erwähnt hatte, war eine Bewegung, die sich *Radikale Ehrlichkeit* nennt.

Ins Leben gerufen wurde die Bewegung von Brad Blanton, einem 66-jährigen Psychotherapeuten aus Virginia. Er behauptet, wir wären alle glücklicher, wenn wir einfach aufhören würden zu lügen. Einfach die Wahrheit sagen, und zwar immer. Das allein wäre schon reichlich radikal – eine Welt ohne Flunkereien. Doch Blanton geht noch einen Schritt weiter. Er sagt, wir sollten die Filter zwischen Hirn und Mund loswerden und sagen, was wir denken. Gestehen Sie Ihrem Chef, dass Sie heimlich Pläne schmieden, ein eigenes Unternehmen aufzuziehen. Wenn Sie sexuelle Phantasien in Bezug auf die Schwester Ihrer Frau haben, rät Blanton, sagen Sie es Ihrer Frau und deren Schwester. Nur so gelangt man zu aufrechten Beziehungen. Nur so lässt sich die Entfremdung der Moderne und die daraus resultierende Abstumpfung der Seele durchbrechen. Ein Zuviel an Offenheit? Gibt es nicht.

Ja, ich weiß. Klingt wie eine der bescheuertsten Ideen überhaupt – in einer Liga mit dem Einfall, kristallklare Pepsi Cola auf den Markt zu werfen oder Phil Spector einen Waffenschein auszustellen. Lug und Trug hält die Welt am Laufen. Ohne Lügen würden Ehen zerbrechen, Arbeiter auf die Straße gesetzt, Egos zertrümmert und Regierungen kollabieren.

Und trotzdem ... vielleicht ist ja was dran an der Sache. Vor allem, was mich betrifft. Ich bin ein notorischer Lügner. Keine schlimmen Lügen – im Stil von: »Ich kann mich an dieses entscheidende Treffen vor zwei Monaten nicht mehr erinnern, Senator.« Es handelt sich eher um kleine Lügen. Notlügen. Halbwahrheiten. Wie wir sie alle hin und wieder erzählen. Bei mir sind es aber Dutzende pro Tag. »Ja, wir sollten uns unbedingt möglichst bald treffen.« »Ich würde ja gerne kommen, aber ich spüre schon die Anfänge einer Magen-Darm-Grippe.« »Nein,

wir können heute kein Spielzeug kaufen, der Spielzeugladen ist zu.« Es ist richtig schlimm. Vielleicht würden mir ein paar Wochen Wahrheitstherapie ganz guttun.

Ich schreibe Blanton eine Mail und frage an, ob er etwas dagegen hat, wenn ich nach Virginia komme und ihn besuche, um mir ein paar Einführungstipps abzuholen, bevor ich mich auf das Experiment mit der radikalen Ehrlichkeit einlasse. Er schreibt zurück: »Es freut mich, dass Sie offensichtlich ein echtes Interesse an der Sache haben, hoffe allerdings, dass Sie nicht den üblichen smart formulierten Dünnbrettbohrerquark abliefern wie die meisten Journalisten.«

Ich bin jetzt schon nervös. Am besten gleich anfangen mit Tabula rasa. Also gestehe ich ihm, dass ich in meiner ersten Mail gelogen und doch noch nicht all seine Bücher bei Amazon bestellt habe. Ich hätte nur den Eindruck erwecken wollen, dass ich mich ernsthaft mit seiner Arbeit auseinandersetze. Er schreibt zurück: »Danke für Ihre Aufrichtigkeit bei dem Bemühen zu verstehen, worin Ihre manipulativen, dem Selbstschutz dienenden Absichten wohl bestanden haben.«

Blanton wohnt in Stanley, einem Ort in Virginia mit 1331 Bewohnern. Sein Haus, das auf einem Hügel steht, hat er selbst gebaut. Wir sitzen in weißen Sesseln in einem Zimmer mit riesigen Fenstern und einem knisternden Kamin. Ein Glas Maker's Mark mit Wasser in der Hand schwenkend, erklärt er mir, warum es so wichtig ist, ein Leben ohne Lügen zu führen.

»Sie werden richtig üble und ganz tolle Zeiten erleben, aber so oder so werden Sie anderen Leuten einen Dienst erweisen, weil Sie nicht Ihr ganzes verfucktes Leben lang herumlaufen wie auf rohen Eiern. Es ist ein besseres Leben.«

»Gibt es Ihrer Ansicht nach Situationen, in denen eine Lüge gestattet ist?«, frage ich.

»In persönlichen Beziehungen rate ich von sämtlichen Lügen ab. Aber wenn Sie Anne Frank auf Ihrem Dachboden versteckt halten und ein Nazi an die Tür klopft, lügen Sie ruhig ... im Umgang mit Staatsdienern lüge ich andauernd. (Politisch bewegt sich Blanton in ähnlichen Gefilden wie Noam Chomsky.) Ich lüge das Finanzamt an, indem ich immer mehr Ausgaben geltend mache als gerechtfertigt. Ich lüge beim Golf. Und beim Poker.«

Blanton rückt den Schritt seiner Hose zurecht. Ich hatte ihn mir abwechselnd als einen aufgeblasenen Lautsprecher vorgestellt oder als einen New-Age-Scharlatan, der mit einer Perlenkette um den Hals im Schneidersitz auf dem Boden hockt. Nichts davon trifft auf ihn zu. Er ist ein gebürtiger Texaner mit einem dicken Bauch, einem herzhaften Lachen und einer sonoren Stimme. Er hat einen dichten grauen Haarschopf und einen unüberhörbaren Südstaatenakzent. Er bezeichnet sich selbst als »White Trash mit einem Dokortitel«. Würde man die DNA von Lyndon Johnson und Ken Kesey zusammenrühren und mit den nicht nervenden Aspekten des Fernsehpsychologen Dr. Phil anreichern, käme vielleicht Blanton dabei heraus.

Er hat zweimal für den Kongress kandidiert – mit dem völlig neuartigen Versprechen, dass mit ihm ein wahrhaft ehrlicher Politiker ins Parlament einzöge. Damit kam er 2004 als parteiloser Kandidat in seinem Wahlbezirk in Virginia auf überraschende 25 Prozent der Wählerstimmen. Bei der Wahl 2006 erwogen die Demokraten, ihn zu unterstützen, machten dann aber doch einen Rückzieher, als herauskam, dass seine einwöchigen Workshops auch einen Tag in völliger Nacktheit beinhalten. Auf wenig Begeisterung stieß außerdem die Tatsache, dass er bereits zum fünften Mal verheiratet ist (derzeit mit einer schwedischen Stewardess, die 26 Jahre jünger ist als er selbst). Er kandidierte zwar dennoch, zog seine Kandidatur dann aber zurück, als sich abzeichnete, dass sie aussichtslos sein würde.

Mein Interview mit Blanton verläuft völlig anders als sämtliche Interviews, die ich in fünfzehn Jahren als Journalist geführt habe. Gewöhnlich sind diese geprägt von jeder Menge Schleimereien und Diplomatie. An kontroverse Fragen pirscht man sich auf Zehenspitzen heran (so ähnlich wie Barbara Walters, als sie Richard Gere zu diesem *schrecklichen, furchtbaren* Gerücht befragte). Blanton gegenüber kann ich alles sagen, was mir gerade in den Kopf kommt. Es wäre sogar unhöflich, es nicht zu tun – mangelnder Respekt vor seinem Lebenswerk. Das Gespräch mit ihm ist ein erster Vorgeschmack von radikaler Ehrlichkeit, und es ist eine befreiende Erfahrung. Ich fühle mich regelrecht beschwingt.

Als Blanton sich lang und breit über George W. Bush auslässt, sage ich irgendwann: »Wissen Sie, eigentlich höre ich schon seit einer Minute nicht mehr zu.«

»Danke, dass Sie das sagen«, erwidert er.

Ich sage ihm: »Sie sehen älter aus als auf dem Umschlagfoto Ihres Buchs.« Und als er es mit dem Therapeutengetue überreibt, unterbreche ich ihn: »Klingt in meinen Ohren nach Geschwafel.«

»Danke«, erwidert er. Oder: »Sehr gut.«

Blanton kann ein jähzorniger Bursche sein – während seiner Wahlkampagne hat er einem Zeitungsredakteur schon mal angedroht, er würde ihm »die Scheiße aus dem Leib prügeln« –, doch heute Abend ist davon kaum etwas zu merken. Seine schärfste Attacke in meine Richtung besteht darin, mich als selbstgefällig und den *Esquire* als präventiös zu bezeichnen – womit er in beiden Fällen recht hat.

Blanton schenkt sich noch einen Bourbon mit Wasser ein. Er kaut auf Pfriem-Kautabak herum und spuckt ab und zu ins Kaminfeuer, das daraufhin etwas lauter knistert.

»Mein Chef hält Sie für einen Arsch«, sage ich.

»Sagen Sie Ihrem Chef, er ist selber ein Arsch«, erwidert er.

»Schön, dass Sie sich gerade in der Nase bohren«, sage ich.
»Sieht lustig und eklig zugleich aus und gibt ein nettes Detail für den Artikel ab.«

»Nichts dagegen. Ich werde mich gleich auch noch am Arsch kratzen.« Und darauf stößt er sein tiefes texanisches Lachen aus: Heh, heh, heh. (Außerdem rülpst und furzt er deutlich hörbar während unserer gesamten Unterhaltung; die eine Arschbacke zu lüpfen und heimlich einen Flüstergleiter abzusondern ist seiner Ansicht nach »ein wenig unlauter«.)

Kein Thema ist tabu. »Ich habe mit mehr als fünfhundert Frauen und ungefähr einem halben Dutzend Männer geschlafen«, erklärt er. »Dabei waren diverse flotte Dreier« – einer davon unter Einschluss einer hermaphroditischen Prostituierten, die mit zweierlei Geschlechtsorganen ausgestattet war.

Was ist mit Tieren?

Blanton überlegt kurz. »Ich hab mir einmal von meinem Hund den Schwanz lecken lassen.«

Wäre sein Leben nicht der *Radikalen Ehrlichkeit* gewidmet, würde ich mit seinen eigenen Worten sagen, der Kerl hat mehr Scheiße im Hirn als ein Pfingstochse im Arsch. Aber ich habe gar nicht den Eindruck. Ich glaube wirklich, er sagt die Wahrheit. Was auf einen Journalisten wahrhaft beängstigend wirken kann. Normalerweise verwende ich 30 Prozent meiner geistigen Energie darauf, herauszufinden, wann ein Interviewpartner mich anlügt oder was er vor mir verbergen will. Weitere 20 Prozent gehen dafür drauf, mit irgendwelchen Tricks und Kniffen zu diesen verborgenen Wahrheiten vorzudringen. An diesem Tag fällt das alles flach.

»Den Anblick Ihres Büros fand ich enttäuschend«, sage ich. (Er hatte mir früher am Tag einen kleinen zugemüllten Raum präsentiert, der als offizielles Büro der Bewegung *Radikale Ehr-*

lichkeit fungiert.) »Ich lasse mich durchaus von Äußerlichkeiten beeindrucken, insofern hätte ein Bürogebäude in einer Großstadt wesentlich mehr Eindruck auf mich gemacht als ein mickriges Zimmer in Arschkimme, Virginia. Außerdem würde sich eine ernstzunehmende Bewegung in meinem Artikel besser machen als eine Randgruppenbewegung.«

»Wie wär's mit einer ernstzunehmenden Randgruppenbewegung?«, fragt Blanton, der mittlerweile schon drei Bourbons in-tus hat.

Blantons ernstzunehmende Randgruppenbewegung hat zwar keine riesige, aber immerhin beträchtliche Zahl von Anhängern. Er selbst hat 175 000 Bücher verkauft, die in elf Sprachen übersetzt wurden. Er beschäftigt 25 Trainer, die ihm bei den Workshops assistieren und Gruppen im ganzen Land betreuen.

Mein Chefredakteur ist zwar der Ansicht, dass ich hier ein wenig übertreibe, um krampfhaft die Existenz dieses Artikels zu rechtfertigen, doch ich denke durchaus, dass unsere Gesellschaft sich rasant auf eine eigenständige Version der radikalen Ehrlichkeit zubewegt – sowohl freiwillig (siehe Facebook, transparente Geschäftsbeziehungen) als auch unfreiwillig (siehe die Bemühungen der Regierung, Einblick in die Suchanfragen von Google-Nutzern zu erhalten, oder fragen Sie Christian Bale). Über kurz oder lang werden wir möglicherweise ohnehin alle zu Brad Blantons. Da bin ich lieber vorbereitet. [Was für ein Schwachsinn. – Red.]